

Zwei Geständnisse.

Erzählung von Georg Rufelex.

Es war im Hochsommer gegen sieben Uhr Abends. Frau Wittwe Kufay, die Zimmervermieterin, besichtigte noch einmal den Schreibstisch des jungen Herrn Lübeling. So gar ihre großaugige Hornbrille hatte sie zu diesem Zwecke aufgesetzt. Besonders ein Schubfach schien ihre Teilnahme zu wecken; immer wieder öffnete sie es und sah hinein. Ihre ganze Aufmerksamkeit war gefesselt, und so hörte sie nicht den raschen Schritt draußen auf der Treppe. Erst als angelockt ward, drückte sie die Schublade zu, rief die Brille von der Nase und rief herein! alles in demselben Augenblicke.

Ein Herr mit ergrautem Vollbart trat hastig in das Zimmer; er schien ein mit einem einzigen Blick erfassen zu wollen. Dann sagte er mit halberstimmter Stimme: „Guten Abend, Frau Kufay, wo ist mein Sohn?“ wortete aber gar keine Antwort ab, sondern fuhr nervös fort: „Sagen Sie mir gefälligst, weshalb Sie mit dies verfluchte Telegramm auf den Hals geschickt haben: Sofort kommen! Es droht Gefahr!“

Frau Kufay hatte sich von ihrer Ueberraschung erholt. Sie nahm so gar eine herausfordernde Haltung an, ihre Augen funkelten und die Bänder ihrer Haare zitterten.

„Verfluchtes Telegramm?“ rief sie laut. „Gib, gib einer an! Schelte kriegt ich auch noch, wenn ich ganz genau das tue, was der alte Herr Lübeling mit in beide Ohren hineingepredigt hat! — Geben Sie acht auf meinen Sohn, sagten Sie. Wie 'ne Mutter, die kein Kind mehr hat, verspricht ich es Ihnen; denn ich habe auch wirklich keines mehr. — Er ist so'n bißchen sorglos angelegt, sagten Sie dann wieder, so'n kleiner Hans Leichtfuß, nicht gerade schlimm, aber doch ein wenig. — Ich werde ihn schon hüten, hab' ich Ihnen versichert — hab' ich das nicht? — auf die alte Frau Kufay können Sie sich verlassen. Wenn er über's Tau schlägt, dann telegraphire ich; das geht schneller, und ich brauch keinen langen Sums zu machen. — Na, nun hat er über's Tau geschlagen!“

Herr Lübeling athmete auf. „Na, wenn's weiter nichts ist!“ sagte er und setzte sich aufs Sofa.

Frau Kufay war beleidigt und rief: „Weiter nichts? Na, so 'n Vater! Sein Sohn will sich todtschießen, und er sagt so ganz gemütlich: Weiter nichts!“

„Wie von einer Mutter gestochen fuhr Herr Lübeling wieder empor: „Todschießen...? Hat er Ihnen das selbst gesagt?“

„So dumm wird er wohl nicht sein, das wird er wohl heimlich thun. Aber dadrin in dieser Schublade, da liegt 'n Revolver.“

„Aha, Sie spionieren wohl immer ein bißchen!“

Frau Kufay hatte ihre Brille wieder auf die Nase gesetzt. Die Arme stemmte sie in die Seite und sagte dann in energischem Ton: „Spionieren? So was kenne ich gar nicht. Wenn darin etwas Ungerechtes liegen soll, so muß ich Ihnen denn doch sagen, Herr Lübeling, daß in meine Taschen all mein Lebtag kein Grobchen hineingekommen ist, den ich nicht ehrlich erworben habe — in meine nicht!“

Ein seltsam nervöses Zucken überflog bei diesen Worten das Gesicht des Mannes. Er erwiderte nichts auf die herausfordernden Worte der Frau.

Diese fuhr etwas gemütlicher fort: „Nun, ich habe mit dies und das angesehen, aber wenn ich aufpassen soll, muß ich auch zusehen dürfen, und verschlossen ist hier in diesem Schreibtisch nichts. Der junge Herr ist wirklich ein bißchen leicht. Aber aus ist er, er traut keinem Menschen etwas Böses zu. Anfangs ist er auch ganz solide gewesen; seit ein paar Monaten hab' ich dann gemerkt, daß er ein wenig flötter gelebt hat; aber ich dachte: Jugend will ausstehen, mach man nicht gleich Väm. — Nur in der letzten Woche, da hab' ich denn doch meine Bedenken getriegt, da ist er ganz anders geworden. Er läßt richtig den Kopf hängen, ist gar nicht mehr fidel, so ganz merkwürdig ist er, ist immer wo anders, wenn man ihn fragt. Da sag' ich zu mir: Holla, Margarete, da ist was los! Entweder ist das 'ne unglückliche Liebe oder sonst was! — Da hab' ich mir denn die Freiheit genommen und so ein klein wenig spionirt, und was find' ich da? den Revolver find' ich, und da ist mir ganz grauslich geworden. Und seit heute noch 'n Brief, auf der verkehrten Seite lag er, und als ich ihn herumdrehte, da steht klar und deutlich drauf: Für meinen Vater. Da hab' ich gedacht: Nu is höchste Zeit, und ich bin nach dem Telegraphenbureau gelaufen.“

„Ich danke Ihnen, Frau Kufay!“ sagte Lübeling hastig, „vielleicht haben Sie meinem Sohn und mir doch einen großen Dienst erwiesen. Aber nun möchte ich Sie freundlichst bitten —“

„Versteh' schon“, unterbrach ihn die Alte, „Sie wollen allein sein, wenn Sie das da lesen. Und machen Sie nur rasch! Ihr Sohn kann bald da sein. Um sieben ist sein Dienst zu Ende.“ Damit war sie auch schon zur Thür hinaus.

Bernhard Lübeling war allein. Er setzte sich in den Schreibtisch seines

Sohnes und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, wie einer, der mit heftigen Erinnerungen kämpft und sich von ihnen abschließen möchte. Endlich raffte er sich entschlossen auf und faßte den Griff der Schublade, zog aber noch einmal zaudernd seine Hand zurück, als fürchte er etwas zu begehen, was unsein und nicht passend sei; doch er überwand dies Gefühl und öffnete. Es war alles, wie Frau Kufay gesagt hatte. Revolver und Brief lagen vor ihm. Er nahm das Schreiben, rief es auf und überflog die wenigen Zeilen. Dann nahm er die Waffe und fand sie mit sechs Patronen geladen. Er sicherte und verbergte sie in seiner Rocktasche.

„Ich will ihn retten, muß ihn retten!“ sagte er leise und errötet. Seine Finger spielten nervös auf dem grünen Tuche des Tisches, sein Blick richtete sich auf die Thür, und die Gedanken eilten seinem Sohne entgegen, verlangend, sehnsuchtsvoll, wie mit geheimnißvoller Kraft begabt, um ihn herbeizuziehen. Sein Gehör schärfte sich, bereit, jeden Laut aufzunehmen. Er brauchte auch nicht lange warten. Unten ward die Haustür geöffnet und wieder geschlossen; dann kam es die Treppe herauf, langsam, zögernd, schlürfend. Das konnte sein Sohn nicht sein, der rasche, träftige Jüngling.

Die Thür wurde zögernd geöffnet, gesentten Hauptes trat Elmar Lübeling ein und zog sie langsam wieder hinter sich zu. Er seufzte tief auf, setzte die Arme halb empor und blieb dann wie gebannt einen Augenblick in dieser Stellung stehen. Er hatte seinen Vater erkannt; alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, selbst seine Lippen wurden weiß, und er starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, wie eine furchtbare, unerwartete Erscheinung. Dem alten Herrn stockte Puls und Athem. Endlich schien wieder Leben in den Jüngling zu kommen. Seine Arme hielten herab. Er machte einige Schritte vorwärts. Dabei ließ sein Fuß an den weggeworfenen Briefumschlag und er zuckte zusammen. Ein Blick in das Auge des Vaters sagte ihm alles, und hastig, sich überstürzend, kamen die Worte aus seinem Munde: „Vater, Vater — verzeh!“

„Das hast du auch in deinem Briefe geschrieben“, antwortete der Vater, „aber ich weiß nicht einmal, was ich dir verzeihen soll. Du — du hast etwas Schlimmes begangen?“

Elmar Lübelings Augen irren unschlüssig durch das Zimmer. Da legte sich des Vaters Rechte auf sein Haupt, aber nicht hart und zürnend wie die Faust des Richters, sondern weich und milde, wie es die leichte Hand einer Mutter ist, wenn sie ihr Kind liebt. Jetzt war er zum Geständniß entschlossen.

„Ja, Vater“, flüsterte er keine unbörbar, „ich habe etwas sehr Schlimmes gethan. Ich hoffte, daß Du es erfahren würdest, wenn ich nicht mehr sein werde — durch andere — durch das Gericht. Ich bin leichtsinnig gewesen. Ich habe nicht lüderlich gelebt, auch nicht viel getrunken, ich — habe gespielt, nur einige Male, aber hoch gespielt und verloren.“

„Weiter nichts?“ kam es unwillkürlich über die Lippen des Vaters, und schon wollte er aufstehen, aber da fuhr der Sohn weiter fort:

„Vater das ist nicht alles. Ich mußte das Geld bezahlen und konnte es nicht geliehen bekommen. Dir durfte ich's nicht sagen, und da — ich mußte nicht, was ich that, da — da habe ich die Kasse angegriffen.“

Der Vater war aufgesprungen; sein Gesicht hatte sich verzerrt und die linke Hand preßte er auf das ungesättigte pochende Herz. Auch der Sohn hatte sich erhoben und nun sprudelten die Worte leidenschaftlich von seinen Lippen: „Siehst du, Vater! Ich wollte es, daß du es nicht ertragen würdest! Dein Sohn ein Verbrecher, ein Dieb! Und darum muß ich sterben.“

Er rief die Schublade auf und wollte den Revolver ergreifen, ließ aber die Hand muthlos sinken, als er das leere Fach vor sich sah.

„Das Ding da habe ich in meine Tasche gesteckt“, sagte der Vater ruhig, „du wirst auch keine Dummheiten machen, du wirst leben.“

„Ich will nicht, Vater!“ stieß der Jüngere hervor, „ich will nicht hören, wenn die Leute tuscheln: Sein Vater, ein Ehrenmann durch und durch, aber der Sohn ein Lump, der im Gefängniß gefessen hat!“

Der alte Lübeling antwortete eine Weile gar nicht. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt und schien mit sich selber zu ringen. Dann hatte er seinen Entschluß gefaßt und sagte mit tonloser Stimme:

„Elmar, du darfst leben! Dein Vater wird dir niemals einen Vorwurf machen, er kann es nicht, darf es nicht einmal. Ich will dir etwas erzählen, was dir das Leben erleichtern wird, wenn es dich auch nie und nimmer erheben kann.“

Er schweig wieder und wanderte fortwährend rübelos umher; dabei kam es endlich kurz und abgerissen über seine Lippen: „Dein Vater, siehst du, dein Vater — ist nicht der untadelige Ehrenmann, wie du glaubst. Dein Vater — hat im Gefängniß gefessen.“

Ueberrascht blickte der Sohn auf und suchte seines Vaters Angesicht, aber dieser sah zur Seite wie ein überführter Verbrecher.

„Höre mir nur zu“, fuhr er leise fort, „die Geschichte ist bald erzählt.

Ich war den Menschen dankbar, daß keiner sie dir bis jetzt verrathen hat. Freilich bin ich deshalb auch von Düsseldorf wegezogen. Du wirst es kaum wissen, ich war dort im Eisenbahndienst. Meine Schuld ist dieselbe wie deine und ist doch größer. Ich war nicht allein, ich hatte ein liebes Weib und dich, meinen Jungen. Trotzdem lebte ich recht leichtsinnig darauf los, meine Schulden wuchsen, und am Ende mußte ich keinen Ausweg mehr und griff auch die Kasse an. Es kam natürlich heraus und ich habe dafür büßen müssen, über ein Jahr...“

Das Geständniß war gemacht. Beide schwiegen, aber hörbar ging der Athem des Sohnes. Der Vater hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und sah nun zusammenfunkelnden Kopf auf der Brust. Bald aber grub sich ein Zug von Entschlossenheit tief in sein Gesicht ein; er richtete sich straff auf und sagte nun fester und lauter: „Dann habe ich nachher ein anderes Leben begonnen. Aller Leichtsinns war von mir abgethan. Ich fand eine neue Stellung in dem Handelskauf Braun & Co. Da habe ich mich langsam aufwärts gearbeitet wie ein Thier, das im Winter schlaf lag und nun wieder ans Licht will. Ich habe mir Vertrauen erworben und es nie getäußt. Schließlich ward ich Proturist. Und dennoch, wenn ich auch in ehrlicher Arbeit geübt habe, geführt ward nicht alles, konnte es nicht werden... Ich habe keine Mutter auf dem Gewissen. Sie hatte es nicht vermeiden können, sie ist deshalb früh ins Grab gegangen... Elmar, das möchte ich heute fühlen. Ihr Junge soll nicht in Elend und Schande wie ihr Mann. Elmar, ganz aufrichtig, wieviel ist es?“

Der Sohn schwieg noch immer. Endlich erwiderte er mit gesentten Augen:

„Siebenhundert Mark waren es im Ganzen... zweihundert hatte ich selbst und fünfhundert habe ich genommen.“

„Holl'sche Eintragungen?“

„Kaum, Vater. Wenn das Geld zur Stelle ist, kann man es auch für Redenschlüssel halten. Aber jeden Tag kann Revision sein, vielleicht schon morgen früh. Darum wollte ich ihr auch — heute Abend aus dem Wege gehen.“

Der Vater stand auf. Er blickte beinahe heiter: „Wir wollen nach dem Postamt gehen, ich lasse mir telegraphisch von Hause das Geld anweisen und morgen machst du alles in Ordnung.“

Der alte Herr Lübeling war zu Ende. Er reichte seinem Sohne zögernd die Hand und fragte: „Elmar, und nun wirst du auch nicht mehr versuchen, in den Tod zu gehen? Auch du wirst dahin streben, dich wiederzufinden — bei dem heiligen Andenken deiner Mutter — wirst du?“

Elmar ergriff des Vaters dargebotene Hand nicht, aber er sprang auf, warf sich leidenschaftlich in seine Arme und zwei große Tränen rannten dabei langsam über sein Gesicht.

Allerhand Wahlkuriosa

berichtet die „Alln. Volkszeitung“: In einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hannover, wo drei kleine Gemeinden in einem Wahllokale vereinigt sind, ergreift ein Bauerlein, um seine Stimme abzugeben. Der Wahlvorsteher fand den Namen des Mannes nicht gleich in der Liste und fragte den Bauern: „Zweiter oder dritter Klasse?“ Der Bauer lächelte verächtlich und sagte: „Nee, nich mit 'r Eisenbahn (Eisenbahn), id bün mit 'r Elektrischen vor tein (10) Pennige fahren!“ — In ein Wahllokal in einem Vorort von Hannover trat ein Mann, um seine Stimme abzugeben. Er hatte in der zweiten Klasse zu wählen, und es wurde ihm bedeutet, daß der Wahlakt für die zweite Klasse bereits vollzogen und die Wahl geschlossen sei. Es habe jetzt nur noch die dritte Klasse zu wählen. Der Mann überlegte einen Augenblick und sagte: „Wählen mot ed und will ed, dann geben sei med da dritte Klasse!“ Man machte dem Manne klar, daß das nicht gangäbig sei und daß er nun nicht mehr wählen könne. Da schlug der Alte auf den Tisch und rief empört: „Dann betal' ed oot keine Stüeren (Steuer)“, schlug die Thür zu und ging.

Schlau.

„Gnaden, Herr Landrichter, 'i bitt', da is mei ärztliches Zeugniß, daß 'i heut' zur Verhandlung nit komma kann!“

„Was soll denn das heißen? Sie sind nun doch da!“

„J' bring's nur selber, weil 'i kein' Boten g'funden hab'!“

Es soll nicht wahr sein, daß Rußland Millionen Tonnen von Stahl in Amerika gekauft habe. Natürlich nicht, der Stahltruff pumpt nicht.



Liebesprobe.

Humoreske aus dem Ungarischen von Jeno Binder.

„Bist Du zu Ende, Lilli?“

„Ja, warum?“

„Ich möchte Dich etwas fragen.“

„Ich stehe sofort zu Diensten.“

Mit reizender Geschwindigkeit freiliefte sie noch einige Male auf ihrem Zweirade um die Blumenbeete, und sprang sodann grazios herab. Ihrer schlanken, biegsamen Gestalt schmeigte sich das dunkelblaue Kleid prächtig an, und aus ihrem rosigem Gesichtchen blickten die lachenden Augen neugierig in das ernste Gesicht des vor ihr stehenden jungen Mannes.

Sie ließen sich auf einer Bank nieder.

„Lilli, Süße, liebst Du mich?“

„Natürlich, Hans! Welch' sonderbare Frage!“

„Nicht wahr, Du weißt, daß Du mein Fräulein wirst?“

„Ei, das habe ich wirklich vergegessen! Natürlich kann daraus nichts werden! Nicht wahr?“

„Weshalb sagst Du das?“

„Aber, lieber Hans, Du weißt es doch auch, daß wir uns nicht genügend lieben! Solche bestellten Heirathen sind nur für schwache Leute. Wir haben unseren eigenen Willen, selbständige Auffassung, wir lassen uns nicht dirigiren. Nicht wahr?“

„Hast Du eben nicht gesagt, daß Du mich liebst?“

„Ja, aber lieben und verliebt sein ist zweierlei. Schau, Hans, wir kennen uns seit unserer Kindheit; wir spielten zusammen und belamen zusammen Schelte, wenn wir uns wegen Obst oder Zuder zankten! Es ist mir, als wenn wir erst gestern zusammen auf den Kirchbaum geklettert wären, und ich kann es gar nicht begreifen, wie ich in Dich, mein lieber Hans, verliebt sein könnte!“

Hans zeichnete mit seinem Spazierstock wunderbare Figuren in den Sand, antwortete aber nichts.

„Schau, Hans, mein lieber Junge“, fuhr das kleine Mädchen mit mütterlicher Stimme fort, „diese berühmte große Liebe, die aus heiterer Sehnsucht, hoher Hoffnung usw. besteht, möchte ich gern kennen lernen. Du nicht? Wir wären Karren, wenn wir uns bei dem Streben nach diesem fabelhaften Gefühl gegenseitig im Weg ständen!“

„Glaubst Du denn allen Ernstes, daß wir nicht zusammen in den Besitz dieses fabelhaften Gefühls gelangen könnten?“

„Wir zusammen? Es ist schon ein Fehler, daß wir uns schon so lange kennen, denn das schließt alles Interessante von vornherein aus.“

Hans lächelte.

„Ich meinstenfalls entsage dem ganz gern.“

„Da wir nun einmal nicht ineinander verliebt sind, so...“

„Werden wir warten, da wir noch heute sehr jung sind“, unterbrach sie Hans ruhig. „Ach gebe zu, daß es in diesem Augenblicke unmöglich ist, zu unterhelfen, worauf unser gegenseitiges Interesse eigentlich beruht: ob auf Gebornheit, Kinderfreundlichkeit oder aber Liebe!“

Lilli acceptirte lachend den Vorschlag.

„Warten? Wenn Du dies als Liebesprobe aufstellst, ich habe nichts dagegen! Warten wir also, warten wir bis — sagen wir — jene steinernen Blumen dort im Schooße der Flora zu blühen und zu duften beginnen.“

„Ich verstehe! So kann ich meiner Wege gehen und meinen Korb mit mir nehmen?“

„Einen Korb? Wir trafen ja doch eine Uebereinkunft, da kann doch von einem Korb keine Rede sein! Lebe wohl, grüße Deine Lieben, und komme morgen früh zu uns herüber!“

Lilli blickte dem sich Entfernenden nach und war sehr zufrieden mit sich, daß sie die Angelegenheit so geschickt geregelt. Hans ist ja ein lieber, guter Junge, und sie kannte Niemand, der mit ihm zu verkehren wäre. Aber sich einfach von ihm heirathen lassen, das geht denn doch nicht! Es muß doch etwas Wunderbares sein um die „Liebe“: ein himmelstürmendes, mächtiges Gefühl, wie es die Dichter schildern, das mit sich fortreiht, jedes Hinderniß bewältigt, unendlich beglückt und erzittern macht... Und Hans!

„H! Er soll warten, warten, bis in dem Schooße der Flora die steinernen Blumen zu blühen beginnen!“

„Lilli, nicht wahr, Hans ist kein Komet?“

„Weshalb fragst Du so, Elschen?“

„Unser Fräulein hat uns gestern erklärt, daß der Komet ein Körper sei, der unerwartet auftaucht, dann wieder verschwindet, ohne daß man weiß, wann er wieder sichtbar sein werde. Auch Hans ist weggeblieben, und Niemand weiß, wann er zurückkommt!“

„Auch ich weiß es nicht“, antwortete Lilli zerstreut. Sie denkt nicht einmal an den astronomischen Vergleich ihres Schwärmers, blickt aber sehnsuchtsvoll auf den zum Nachbargute führenden Weg, wie seit acht Tagen mehrmals des Tages.

„Weshalb kommt Hans nicht? Sie wäre gern hinübergegangen, danach zu fragen, aber ihr Vater verbot es, seit sein Lieblingsplan, die Ehe der zwei Kinder sich verflüchtigte.“

„O, wenn Hans doch käme! Aber es verstrich schon die dritte Woche,

ohne daß er sich gezeigt hätte. Lilli wurde von Tag zu Tag ernster und schweigender. Selbst das Zweiradfahren langweilte sie, seit Hans als Begleiter fehlte.

Eines Tages gab es ein furchtbares Gewitter. Auf dem Nachbargute, wo Hans seinen tränklichen Vater in der Wirtschaft vertrat, entzündete der Blitz ein Arbeiterhaus. Man erzählte, daß Hans ruhig und besonnen die Lösungsarbeiten leitete und die verzweifelnden Leute beruhigte. Einer fügte hinzu, er habe gesehen, wie ein brennender Balken gerade da niederfiel, wo der „junge Herr“ stand!

In ihrem ganzen Leben hatte Lilli nicht so viel gelitten, wie in den Stunden, bis sie erfuhr, daß Hans nicht verlegt worden sei.

O, wenn sie ihn sehen könnte! Anlerner tags ertraug sie's nicht mehr, sie fuhr auf dem Zweirad, trotz der Verbotes ihres Vaters, hinüber. Als sie am Ende des Parkes das Haus erblickte, überkam sie ein Schreckgefühl, das ihr das Blut ins Antlitz trieb. Sie kehrte auf einem Nebenwege ins Haus zurück.

Dann verfuhr sie, Hans irgendwo zu befragen. Am dritten Tage gelang ihr das. Hans saß zu Pferde, er grüßte Lilli freundlich, aber nur flüchtig, und hielt sein Pferd nicht an. Nach einigen Wochen erzählte man, Hans gehe auf ein Jahr ins Ausland. Lilli erdarrte sehr, zugleich erwartete aber eine schwache Hoffnung in ihr. Jetzt mußte er ja doch kommen, um sich zu verabschieden.

Er kam auch, aber zufällig in einer Zeit, als Lilli nicht zu Hause war. Als sie heimkehrte und das erfahrene hatte schickte sie in ein Bodenkammerchen, wo sie niemand sehen konnte, und weinte bitterlich.

Am Abend des Tages huschte Lilli in den stillen Garten, als der silberne Glanz des Mondes leuchtete und den lieben Ort magisch verklärte.

Durch ein offenes Fenster des Hauses tönte Gesang. Die Gräberin sang ein schwermüthiges Lied; wie ein Hauch drang es zu Lilli herüber:

„Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe...“

Das große, das bittere Leid preßte Lillis Herz zusammen. „Hans“, so dachte sie, „geht jetzt fort von hier; er wird viele schöne und liebenswürdige Mädchen kennen lernen, schließlich erwählt er sich von ihnen eine zur Frau und bringt sie nach Hause. Ich aber kann dann nur noch aus der Ferne sein Glück sehen, denn dann habe ich ja keinen Theil mehr an seinem Schicksale. Wie unglücklich thöricht war ich doch!“ Laut pochte ihr Herz. Wenn sie Hans nur noch einmal sehen könnte, um ihm zu sagen: „Geh, nicht in Jern von mir, ich mußte es ja selbst nicht, wie sehr ich dich liebe!...“

Aber umsonst! Morgen früh reist er fort...“

Aus den Blumenbeeten um sie herum schauten die Blumen, die ihr im Mondenschein neugierige Freengefichter zu sein schienen. In der Mitte des Gartens vom Mondenschein umstrahlt, stand kalt die Statue der Flora. Lilli kamen ihre muthwilligen Worte in den Sinn: „Warten wir also, bis die steinernen Blumen im Schooße der Flora zu blühen und zu duften beginnen.“

Möglichst kam ihr ein Gedanke. Ein Zeichen, ein letztes könnte sie Hans geben. Wenn er Lilli noch liebt, wird er das Zeichen verstehen. Liebt er sie nicht mehr, so hat er ihre Worte längst vergessefen und seine Augen werden gleichgültig über die Statue gleiten, wenn ihn morgen der Weg hier vorüberführt.

Einige Augenblicke später schlich sie sich, die Spitze der Schürze in den Händen, vorsichtig und furchtbar vor die Flora. Jetzt war sie bei dem letzten Strauche angelangt und —

„Hans!“

Mit einem Aufschrei des Erstreckens trat sie zurück. Dort stand Hans und zog eben seine Hand zurück, die ein prächtiges Rosenbüttel im Schooße der Göttin befestigt hatte...

Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann begann Lilli mit vorwurfsvoller Stimme:

„Weshalb kamst du so lange nicht zu uns?“

„Weil ich mich überzeugen wollte, ob es wahr sei, was du mir bei unserer letzten Zusammenkunft sagtest. Es ist nicht wahr, Lilli, du hastest nicht recht, wenigstens nicht, was mich betrifft! Ich liebe dich unverändert und hoffe, daß ich dich noch erlinge. Nur deshalb legte ich jetzt hier diese Rosen als Scheideguth nieder, damit du sähest: es blühen und duften bereits die Blumen der steinernen Göttin!“

Die Spitze ihrer Schürze entglitten Lillis zitternden Händen, und ein Blumenregen fiel zu den Füßen des jungen Mannes nieder.

„O, Hans, ich wollte ja dasselbe thun!“ seufzte sie glücklich.

In dem weichen Glanze, der sie umgab, schien es, als ob die steinerne Statue freundlich und gütig auf die zwei großen Kinder herniederlächelte. Dafür durfte sie auch sehen, wie sich ein glücklicher Jüngling mit einem heißen Kuße seiner glücklichen kleinen Braut anverlobte...“

Der falsche Rittmeister.

Man schreibt aus Petersburg: Ein tollkühner Streich nach Art des Hauptmanns von Köpenick wurde vor Kurzem von einem Gauner in Odesa verübt. Am 2. Juni wurde einem der Polizeivierämter von Odesa telephonisch mitgetheilt, daß in der Nacht eine Hausdurchsuchung geplant werde, und daß das Revieramt hierzu vier Schutzleute zu entsenden habe, die sich vor dem Hause des Generalgouverneurs einfänden sollen. Auf die bescheidene Frage des nachhabenden Revieraufsehers, von wem dieser Befehl ausgehe, erfolgte die barische und kurze Antwort: „Vom Rittmeister“. Die vier Schutzleute wurden selbstverständlich sofort an den Ort des Stellbühens geschickt. Um Mitternacht erschien ein Offizier in der Uniform eines Rittmeisters und erkundigte sich, von welchem Revier die Schutzleute entsandt worden seien und weshalb der Revieraufseher nicht mitgegeben sei. Man antwortete ihm, es seien gerade so viele Schutzleute entsandt worden, wie befohlen wurde. „Na“, erklärte der Offizier, „es wird auch ohne ihn gehen!“ und befahl, ihm zu folgen. Am dem Hause einer Frau Buchstab machte man Halt, der Offizier forderte Einlass und erklärte, er solle eine Hausdurchsuchung vornehmen, da die Frau Buchstab der Aufbeahrung falschen Geldes verdächtig sei. Auf seinen Befehl brachte die zitternde Frau das ganze Geld herbei, das sie im Hause hatte, im ganzen 486 Rubel 60 Kopeken. Einige Goldmünzen kamen dem Rittmeister nicht richtig vor, und er erklärte deshalb, die Frau verhaften zu müssen. Auf ihre eindringlichen Bitten, sie doch in Freiheit zu belassen, erklärte er sich bereit, beim Generalgouverneur telephonisch anzufragen, ob er das thun dürfe. Nach kurzem Gespräch erhielt er die Erlaubniß dazu. Den Fernsprecher handhabte er dabei so geschickt, daß niemand auf den Gebanten kam, daß das ganze Gespräch fingirt war. Dann beschlagnahmte er „provisorisch“ das bei der Frau Buchstab gefundene Geld, entließ huldvoll drei von den vier Schutzleuten und nahm den vierten zunächst mit, um auch ihn ein paar Minuten später zu entlassen. Erst am folgenden Tage, als sich Frau Buchstab an einen Rechtsanwältler wandte, klärte sich die Geschichte als frecher Gaunerstreich auf. Die Polizei wurde, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, mobil gemacht, aber von dem falschen Rittmeister fehlte jede Spur.

Freundlich.



Wächter (Freundlich): „Wenn Sie zum Aussichtsturm wollen, müssen Sie immer gerade aus —“



(Plötzlich streng): aber — Sie treten doch auf den Reifen — Sie da! das kostet fünf Mark Strafe!“

Mißverständnis.

Richter: „Ihr früherer Buchhalter hat Sie verklagt, weil Sie ihm einen Esel genannt haben. Wollen Sie den Esel nicht zurücknehmen?“

Angeklagter: „Er ist so schwer verwerndbar.“

Verdächtig.

Raffiner: „Conterbar, Sie kündigen mir, und ich weiß nicht warum, wieso, weshalb?“

Bantier: „Nun, nun, Sie haben sich gerade so wie Ihr Vorgänger auf eine Reise-Jeitung abonniert.“

Schlechtes Gewissen.

Fleischermeister: „Junge, lauf, doch mal zu Herrn Schulz, er möchte so auf sein und mir den Band „B“ vom Konversationslexikon schicken.“

(Für sich): Wie hat mich doch der Kerl gleich genannt? Bessi... Bessi... Na, so war's. Na, wenn das 'ne Anspielung sein sollte auf meine Würstmacherei, dann verklage ich ihn ohne Erbarmen!“

Eub der guten alten Zeit.

Feldwebel (während eines starken Gewitterregens zum Schilderposten kommend): „Kann Er nicht herantreten, wenn Er sieht, daß ich da bin?“

Soldat: „Das kenn' mer schon... daß Du Dich dann hineinsetzt!“